



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich.

Verkehr mit der Außenwelt fast abgeschnitten; jeder Transport mit Ochsenfuhrwerk ist verboten, und andere Zugtiere stehen uns nicht zur Verfügung. Wir hatten früher von unsern Blätkwattel-Pflanzungen etwas Rinde verkauft, die in Gerbereien sehr gesucht ist, doch gegenwärtig, da wir auf fremdes Fuhrwerk angewiesen wären, käme uns der Transport bis zur nächsten Bahnstation, die 50 Kilometer von hier entfernt ist, per Tonne auf 75 Mark zu stehen. Da hört die Handelschaft von selber auf.

Alle hiesigen Bauten sind aus Lehm und Flechtwerk hergestellt und mit Gras gedeckt. Unser Kirchlein steht so schief, daß man jeden Tag das Einfallen fürchten muß.



Eine schwarze Musikantin.

Wahrlich, das ist keine würdige Wohnung des Allerhöchsten; überdies ist sie für den beständig wachsenden Kirchenbesuch viel zu klein. Wir haben uns daher entschlossen, eine neue Kirche zu bauen und zwar aus Sandstein, der in nächster Nähe gewonnen wird. Alles hilft zusammen; auch die Mädchen wollten mittun. Sie mußten den Platz einebnen und die Fundamente ausgraben, teilweise 15 Fuß tief. Sie gaben sich mit großem Eifer an die Arbeit und haben schon ein tüchtiges Stück fertig gebracht. Einer unserer Brüder aber bearbeitet mit 10 bis 12 Knaben die Steine, von welchen schon 460 Stück behauen sind. Die wackeren Jungen sind mit Leib und Seele bei ihrer Arbeit. Als sie jüngst am Namensfeste des Hochw. P. Superiors einen Vakanztag bekamen und einen Spaziergang machen durften, verzichteten sie aus

freien Stücken darauf und arbeiteten energisch drauf los. „Wir wollen dem Herrn ein Haus bauen“, sagen sie, „und das ist eine große, heilige Sache!“

Trotzdem kommt uns der Bau noch teuer genug zu stehen; und wenn er fertig ist, so ist uns mit den leeren Wänden auch noch nicht geholfen, denn außer einem armen provisorischen Altären, einer Herz-Jesu-Statue und den Kreuzwegstationen fehlt uns zur inneren Ausstattung noch alles. Was tun? Ich gestehe offen, zu betteln schäme ich mich. Fast in jeder Nummer des Bergigemeinnicht wird an die Opferwilligkeit unserer geehrten Wohltäter appelliert, und da muß ich mit Grund fürchten, daß schließlich die besten Leute und die freigebigsten Hände des ewigen Bettelns überdrüssig werden, sodaß schließlich für uns im armen Clairvaux nichts mehr übrig bleibt. Da muß der liebe Gott sorgen, und der hl. Joseph den Baumeister machen; wir selbst bringen es nicht fertig. Wir haben uns zwar, als wir die Heimat verließen, ganz und gar in den Dienst Gottes gestellt und opfern hier alle unsere Fähigkeiten und Kräfte für das große Werk der hl. Mission, doch zeitliche Güter stehen uns nicht mehr zur Verfügung.

Gebe Gott, daß sich noch irgendwo eine hochherzige Seele finde, die noch Eifer hat für des Herren Ehre und das Heil der unsterblichen Seelen. Möge sie erkennen, was es Großes ist, dem Herrn im Heidenlande ein würdiges Haus zu bauen, eine Stätte des Segens und der Gnade für Tausende, ja für ganze Generationen! Wir wollen in der neuen Kirche eine Tafel anbringen, auf der die Namen der größeren Wohltäter in Stein eingegraben werden sollen. Den eigentlichen Lohn aber wird ihnen der liebe Gott ausbezahlen; Er wird, so hoffen wir zuversichtlich, diese Namen auch ins göttliche Herz Jesu einschreiben und ins Buch des Lebens, und Er wird auch die kleine Gabe des Armen in Anschlag bringen und den Heller der Witwe. Fürwahr, Gott läßt sich von uns armen Menschenkindern an Großmut und Hochherzigkeit nicht übertreffen, und auch Er zahlt für jedes Sümmechen, das wir ihm zuliebe spenden, seine überreichen Zinsen nicht nur für diese kurze Spanne Zeit, sondern für die ganze Ewigkeit.

Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich. Ps. 88, 1.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner.

(Fortsetzung.)

St. Michael, Nov. 1912. — Etwa zwei Kilometer von unserer Missionsstation entfernt, wohnte ein gewisser Sigafini Mtembu, ein Zulu von altem Schrot und Korn. Mit eiserner Zähigkeit hielt er fest an seiner Väter Brauch und Sitte; ein jeder Zoll ein „igaba“, ein Stochheide. Trotz der 70 Jahre oder noch mehr, die er schon zählen mochte, blieb er unentwegt seinem Lösungsworte treu: „Salte fest am Alten!“

Er hatte nur eine Frau; seine Familie bestand aus zwei Söhnen und zwei Töchtern. Die eine Tochter ließ sich taufen und heiratete einen Katholiken. Das entsprach allerdings seinem Wunsche nicht, doch als Ehrenmann ließ er seiner Tochter freie Wahl. Das lohnte ihm jedenfalls der allgütige und barmherzige Gott. —

Auf Allerheiligen v. J. kam die Kunde hieher, Sigafini sei krank und lasse den P. Missionar rufen. — P. Julius, unser schwarzer Hilfspriester, war gerade auf unserer

Außenstation „St. Gabriel“, ich selbst in der Kirche beim Gottesdienst. Es ging daher ein Katechet, um nachzusehen, ging voll Verwunderung und den Kopf voll Zweifel. Denn Sigasini hatte bis in die letzte Zeit herein auf die „amakoiwa“ (Gläubigen) geschimpft und gewettert, was das Zeug hielt. Und dieser sollte sich nun plötzlich bekehren? Unmöglich!

Nach geraumer Zeit kam der Katechet zurück und erstattete folgenden Bericht: „Sigasini will den P. Missionär haben, um Verschiedenes wegen seiner Kinder mit ihm zu besprechen. Auch bittet er um die heilige Taufe, denn er sagt, er müsse bald sterben, wolle aber nach dem Tode an einen guten Ort kommen.“

So der Katechet; da er jedoch im Verein mit andern versicherte, eine unmittelbare Gefahr bestehe bei Sigasini nicht, ließ ich dem Kranken melden, am Allerheiligentage in der Frühe würde ich zu ihm kommen.

Inzwischen kam auch P. Julius zurück. Ich erzählte ihm, was geschehen war. Auch er konnte es kaum fassen. „Wie?“ rief er aus, „Sigasini will sich bekehren und bittet um die Taufe? Der wütete doch bis in die letzten Tage herein gegen unsere heil. Religion und gegen alle Gläubigen! Nein, da wäre es gewagt, auch nur einen Versuch zu machen, ihn auf andere Wege zu bringen!“ — — —

Am nächsten Morgen, kurz nach der hl. Messe und der Katechese machte ich mich auf den Weg zum Kraale des Sigasini. P. Julius schüttelte skeptisch den Kopf; andere auch. — Auf halbem Wege kommt mir schon ein Bote entgegen und meldet, ich möge schnell kommen, Sigasini warte auf mich.

Bei der Hütte angekommen, trat ich ein und schaute mich nach den üblichen Begrüßungszeremonien nach dem Kranken um. Er lag rechts neben der Feuerstelle, war in Decken eingewickelt, atmete schwer — und schlief. Ich erkundigte mich bei der Frau und Tochter nach seinem Befinden, da plötzlich wird er wach! — „Wo ist der Umfundisi (Missionär)?“ fragte er. Dann richtete er sich auf und rückt sofort mit seinen verschiedenen Anliegen heraus. Vor allem will er getauft werden, dann soll ich seine lechtwilligen Bestimmungen betreffs seiner Kinder anhören und aufschreiben, damit es nachher keinen Streit gebe. (Es handelte sich dabei namentlich um gewisse Rückstände bezüglich der Lieferung von Ochsen, die er für die Verheiratung seiner Tochter von seinem christlichen Schwiegersohn zu fordern hatte. Letzterer hatte, wie es schien, seiner Pflicht noch nicht vollständig genügt, und dies war auch Mitursache gewesen, weshalb er so sehr gegen die Christen wetterte.)

Ihn ließ ich ruhig reden und sah mir dabei den alten Herrn etwas genauer an. Er litt wohl an Atemungsbeschwerden, auch die Beine und der Leib waren seit gestern etwas angeschwollen, doch Brust und Gesicht waren voll, und von einer Todesgefahr entdeckte ich nicht eine Spur. Ich glaubte daher die Sache nicht überstürzen zu dürfen und riet ihm vor allem, die beiden Punkte: Taufe und lechtwillige Verfügung in zeitlichen Dingen strenge auseinander zu halten.

Nun erzählte er mir eine Halbmeilen-Geschichte, wie er dies und das geordnet haben wolle, und flocht dazwischen, um seine Sache durch Vergleiche zu illustrieren, ein Anzahl ähnlicher Begebenheiten aus alter und neuer Zeit ein. Ich ließ ihn ruhig reden; das Mundstück ging noch ganz vorzüglich. Zuletzt sagte ich: „Nun,

wir wollen sehen, was da zu machen ist. Ich werde dir sofort P. Julius schicken. Lege ihm nochmals alles klar; er ist ein eingeborner Priester und versteht das alles viel besser als ich.“

Damit gab er sich auch zufrieden, kam aber sofort auf die Taufe zurück. „Gast du die Tauffachen bei dir?“ fragte er, „ich will getauft werden!“ — Nun stellte ich ein Examen an. Und siehe, der alte Herr bestand es prächtig! Auch seine Gefinnung ließ nichts zu wünschen übrig. „Von den Geistern der Vorfahren“, sagte er, „und von den heidnischen Gebräuchen will ich absolut



Komm, greif zu!

nichts mehr wissen. Ich verabschiedete dies alles und bin im Herzen schon ein Christ. Wenn ich sterbe, will ich an einen guten Ort kommen, zu Gott. Ich glaube alles, will auch ein christliches Leben führen, wenn ich gesund werde. Doch ich fühle, es naht der Tod, darum taufe mich!“ —

Ich konnte noch immer nicht schlüssig werden. Einerseits trieb es mich an, ihn zu taufen, andererseits wollte ich vorsichtig sein, denn ich konnte keine Gefahr entdecken. Zuletzt verabschiedete ich mich mit der Erklärung, sofort den P. Julius zu schicken. „Gut“, sagte der Kranke, „schicke ihn, aber bald, denn mich verlangt nach der hl. Taufe!“

Zu Hause angekommen, teilte ich alles P. Julius mit. Der richtete sofort alles Nötige her und ging. „Soll

ich ihn taufen?" fragte er beim Weggehen. „Ja“, sagte ich kurz, „taufen Sie!“ (Es kam mir das so plötzlich auf die Zunge.)

Nach zwei Stunden kommt P. Julius zurück mit der Meldung: „Ich habe Sigasini getauft und zwar auf den Namen Joseph;“ und nun erzählte er mir, wie bestimmt der resolute Greis nach der Taufe verlangt habe. Bei der Abschwörungszereemonie sei er in die höchste Erregung geraten und habe unter den lebhaftesten Gebärden ausgerufen: O, vom Satan will ich nichts mehr wissen! Der brennt die Menschen mit Feuer! Weg mit ihm! Ich hasse ihn und widerstage ihm auf immer. Zu Gott will ich kommen, will alles tun, was er von mir haben will. All das Böse, das ich als Heide getan, verabscheue ich! Ich glaube und will getauft werden!“ — Solche Naturmenschen führen ihre eigene Sprache und wollen dementsprechend auch beurteilt sein. —

Wir gingen in den Beichtstuhl. Eine halbe Stunde darauf kommt eine Bote und meldet: „Sigasini ist tot! Soeben ist er still und friedlich gestorben!“ — Wer beschreibt unser Stäunen? „Das hat Gott getan!“ riefen wir unwillkürlich aus. „Seine Barmherzigkeit geht über alle seine Werke!“ Gottes allvermögende Gnade allein konnte in so kurzer Zeit eine solch' gründliche Sinnesänderung bewirken.

Doch Gottes Gnade will auch durch Gebet und Opfer erlebt sein. Drum zum Schlusse eine Bitte, die ich namentlich an die Kinder richte, denn das Gebet der Kleinen vermag viel bei Gott. Betet fleißig und opfert namentlich recht viele heilige Kommunionen für die Befehrung der Sünder und der armen Heiden auf; und wir werden im heiligen Missionswerke beständig Ursache haben, die Erbarmungen des Herrn zu lobpreisen. Auch den christlich-gesinnten Eltern rufe ich zu: „Lasset eure Kleinen fleißig für die armen Heidenkinder beten, schicket sie oft in die hl. Messe und führet sie zum Tische des Herrn, dann kann es uns gegenseitig an Gottes Segen nicht fehlen. Endlich sollen sie auch fleißig zu ihren heiligen Schutzengeln beten, damit diese durch die Schutzengel der armen Heiden auf deren Befehrung einwirken. Das gebe Gott!

Feld- und Gartenarbeiten der Kaffern.

Die Bebauung des Feldes ist bei den Kaffern hauptsächlich dem Frauenvolk überlassen; in alter Zeit waren die Männer fast beständig mit der Jagd und mit Kriegsführen beschäftigt und konnten sich daher schon aus diesem Grunde wenig mit Feldbau befassen. Seit einigen Jahrzehnten ist allerdings auch hierin eine wesentliche Aenderung eingetreten, und der Pflug, den sie inzwischen von den weißen Kolonisten kennen gelernt haben, wird stets von Männern und jungen Burschen geführt. Aber auch jetzt noch reissen in vielen Gegenden Südafrikas die Frauen mit bloßen Haden den Grund auf; im Zululand benützt man hiezu langstielige Haden, am Sambesi und auch anderswo nur solche mit kurzen Griffen.

Ist das Feld genügend präpariert, dann streuen die Weiber den Samen aus, d. h. sie werfen ihn die kreuz und quer, wie es eben kommt, unter Hüpfen und Springen über das Land hin. Zuweilen macht man es auch umgekehrt, d. h. man sät zuerst und pflügt sodann den Samen unter. Die Zeit der Aussaat ersehen sie aus der Konstellation der Gestirne, namentlich der Plejaden; sieht das Siebengestirn gerade vor Sonnenaufgang am



Eine Vogelschenke im Basutoland.

Himmel, dann beginnt bei ihnen das neue Jahr. Der Beginn der Feldarbeit hängt aber wesentlich auch vom Eintressen der ersten Frühlingsregen ab, denn im Winter regnet es oft monatelang keinen Tropfen, und die steinharte Erde zu pflügen hat keinen Zweck.

Hauptprodukt des kaffrischen Feldbaues ist Mais und Amabele, eine feinkörnige, rostbraune Hirsenfrucht von der Größe des Hanfsamens. Dieses Amabele wird vorzugsweise zur Vereitung des Kaffernbieres, utshwala genannt, verwendet und ist ziemlich nahrhaft. (Mancher alte Kaffir lebt fast ausschließlich von diesem Getränke. Im Uebermaße genossen, wirkt es berauschend.) Außerdem kennt und pflanzt der Schwarze verschiedene Gartenfrüchte. Fast in jedem Maisfeld kann man z. B. auch Kürbisse sehen, die oft eine ganz unglaubliche Größe erreichen. Von Süßkartoffeln zählt man wenigstens